

# Swetlana Alexijewitsch 2013

Reden anlässlich der Verleihung des  
Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2013

Liao 2012  
Sansal 2011  
Grossman 2010  
Magris 2009  
Kiefer 2008  
Friedländer 2007  
Lepénies 2006  
Pamuk 2005  
Esterházy 2004  
Sontag 2003  
Achebe 2002  
Habermas 2001  
Djebar 2000  
Stern 1999  
Walser 1998  
Kemal 1997  
Vargas Llosa 1996  
Schimmel 1995  
Semprún 1994  
Schorlemmer 1993  
Oz 1992  
Konrád 1991  
Dedecius 1990  
Havel 1989  
Lenz 1988  
Jonas 1987  
Bartoszewski 1986  
Kollek 1985  
Paz 1984  
Sperber 1983  
Kennan 1982  
Kopelew 1981  
Cardenal 1980  
Menuhin 1979  
Lindgren 1978  
Kołakowski 1977  
Frisch 1976  
Grosser 1975  
Frère Roger 1974  
The Club of Rome 1973  
Korczak 1972  
Dönhoff 1971  
Myrdal 1970  
Mitscherlich 1969  
Senghor 1968  
Bloch 1967  
Bea/Visser 't Hooft 1966  
Sachs 1965  
Marcel 1964  
Weizsäcker 1963  
Tillich 1962  
Radhakrishnan 1961  
Gollancz 1960  
Heuss 1959  
Jaspers 1958  
Wilder 1957  
Schneider 1956  
Hesse 1955  
Burckhardt 1954  
Buber 1953  
Guardini 1952  
Schweitzer 1951  
Tau 1950

## Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

### Grußwort

Was kann die Aufgabe eines Friedenspreises anderes sein, als dem eine Stimme zu verleihen, was dem fragilsten unter den Gütern des Menschen dient, dem Frieden. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels hat diese Aufgabe mit der Stiftung des Friedenspreises als einen ihm besonders aufgetragenen Dienst begriffen. Denn Texte im Medium des Drucks zu verbreiten heißt ja nichts anderes, als dem gesprochenen Wort einen Resonanzboden zu verschaffen, der über die Vernehmbarkeit des Gesprochenen weit hinausgeht und dem Gesagten und Geschriebenen eine Präsenz gibt, die lange zu dauern und viele zu erreichen vermag.

Freilich wird vieles durch das gedruckte Wort vernehmbar: Leises und Lautes, Wichtiges und Unwichtiges, solches, das Erkenntnis bringt und Orientierung, anderes, das Lüge verbreitet, Vorurteile sät und Verwirrung stiftet. Sprache kann ja Einsicht vermitteln, einander verständlich machen und zusammenführen, aber auch in die Irre leiten, Gräben aufreißen und zum Instrument von Hass und Gewalt werden. Im schwer unterscheidbaren Gewirr der einander übertönenden Stimmen hat leider *die* Stimme wenig Chancen, die im Überhand nehmenden Gegeneinander erkennen lässt, dass Frieden möglich ist, ja, was das Wort Frieden überhaupt meint.

Der Stiftungsrat des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels hat Jahr für Jahr jeweils nach der Stimme gesucht, der diese Frieden erschließende Kraft in besonderer Weise zukommt, um ihr die Aufmerksamkeit zu verschaffen, die der Friedenspreis mit sich bringt. Das hat zu einer Folge von Stimmen geführt, in der das Stichwort des Friedens in einer einzigartigen Fülle von Thematisierungen und Apostrophierungen hörbar geworden ist: in Tönen des Appells und der Beschwörung, aber auch der Trauer und der Verzweiflung, in der Klangfarbe der in hoher Literatur sich niederschlagenden Erfahrung, ebenso wie in der Sehnsucht und der Vision.

Immer häufiger wurde dabei der Friedenspreis zum Medium derer, die gar keine Stimme haben. Denn kann es Frieden geben, wenn Menschen – und mit zunehmender Moderne ganze

Menschengruppen – stumm gemacht werden und als Randphänomene politischer Prozesse aus dem Blick geraten, ja vom Rest der Welt vergessen werden? Nichts wird dann notwendiger als eine oder einer, der über die Macht des Wortes verfügt und den Mut hat, den stumm Gemachten zur Stimme zu verhelfen.

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels ist überaus glücklich und dankbar, in diesem Jahr einer Stimme, die dies auf eine außergewöhnliche Weise vermocht hat, zusätzliche Resonanz verschaffen zu können, indem er Frau Swetlana Alexijewitsch den Friedenspreis 2013 verleiht.

\*

Swetlana Alexijewitsch hat ebenso selbstlos wie mutig ihre ganze schriftstellerische Kraft dazu verwandt, diejenigen lebendig und hörbar werden zu lassen, deren Stimmen stumm blieben, deren Hoffnungen keine Chance der Erfüllung fanden und die ihre Existenz als Verfügungsmasse der Mächtigen zu fristen hatten. Das waren in ihrem ersten Buch 1985 die Frauen, die der Sowjetunion als Soldatinnen im Zweiten Weltkrieg dienen mussten und aus deren Mund erst der ganze Schrecken dieses Krieges – jenseits der offiziell verbreiteten Heldenprosa – vernehmbar wurde. Das waren in ihrem Buch von 1989 die Mütter, die ihre Söhne, im Afghanistan-Krieg gefallen, in einem Zinksarg zurückbekamen und die als die »Zinkjungen« im Gedächtnis blieben. Das waren in ihrem 1997 erschienenen Buch die Opfer des Reaktorunfalls von Tschernobyl, deren Stimmen nur noch in der Klage und Anklage der übrig Gebliebenen zu hören waren. Das sind in ihrem jüngsten soeben in Deutsch unter dem Titel »Secondhand-Zeit« erschienenen Buch die vielen in der Nische Überlebenden, die ihren Alltag nach dem Zusammenbruch der einstigen Zwangsgesellschaft als eine von den Mächtigen ratlos zurückgelassene »Küchengesellschaft« führen müssen, die vergeblich nach der Möglichkeit geistigen Überlebens sucht.

Die Stummen und »Beschwiegenen« in einer solchen Weise sprechen zu lassen, erfordert nicht nur – wie man zu Recht gesagt hat – »Demut und

Großzügigkeit«, sondern eine ganz neue Weise schriftstellerischer Arbeit, nämlich den eigenen Roman als einen Roman der Stimmen zu schreiben und dies nicht gefiltert und verklärt, sondern in der »harten Lagerprosa«, die Swetlana Alexijewitsch für den Leser erfahrbar machen möchte.

Es entstand auf diese Weise ein Werk, das sich wie ein über drei Jahrzehnte dauerndes Gespräch mit den Stummgemachten und Verstummten liest. Es ist ein Werk, das sich einer unerschrockenen Zuwendung zu den Übersehenen und Vergessenen und einem unendlichen Zuhören verdankt. Swetlana Alexijewitsch hat es gegen Widerstände und Publikationsverbote erschreiben müssen als eine Chronistin, die sich nicht in die ihr vergönnten Auslandsaufenthalte – darunter eine Zeit als DAAD-Stipendiatin in Berlin – zurückgezogen hat, sondern die wieder in ihre Heimat nach Minsk zurückgekehrt ist. »Ich muss einfach an dem Ort sein«, sagt sie in einem Interview, »über den ich schreibe.«

Was den Friedenspreis verdient, ist eine in Swetlana Alexijewitschs Werk enthaltene und durch die Übersetzungen ihrer Bücher in 35 Sprachen vernehmbare Botschaft, eine Botschaft, die weit über die konkrete Erinnerung an jene ungeheilten Wunden hinausgeht, die die Entwicklung der letzten Jahrzehnte in der von ihr beschriebenen Gesellschaft hinterlassen hat. Denn über die Opfer nicht hinweg zugehen und die auf der Strecke Gebliebenen nicht auch noch dem Vergessen anheim fallen zu lassen, das ist der unverzichtbare Kern der Humanität, ohne den der einzelne Mensch wie die Menschheit ihren Frieden nicht finden kann. Verlieren wir diesen Kern, so Swet-

lana Alexijewitschs Botschaft, werden wir in eine Secondhand-Epoche eintreten, »die keine neuen Gedanken hervorbringt«, in der »der technische Fortschritt in einen Kriegszustand des Menschen mit sich selbst mündet« und in der die »Durchschnittlichkeit« »die Idee eines vollkommenen Lebens« verdrängt. »Ich habe immer gehofft«, heißt es in dem erwähnten Interview, »mit meinen Büchern dazu beizutragen, dass die Menschen nicht zynisch werden.« Und etwas vorher heißt es: »Ich glaube, dass die Menschheit nur durch Mitgefühl überleben kann. Leider verarmen auch die Europäer mit zunehmender Rationalisierung emotional.«

\*

Was kann die Verleihung eines Friedenspreises mehr erreichen, als uns an diesen Kern der Humanität zu erinnern, ohne den Frieden nicht möglich ist. Nur in der Erinnerung durch die anderen kann das an den Rand gedrückte und um sein Leben gebrachte Individuum die Würde gleichsam zurück erhalten, die ihm mit seiner Stimme geraubt wurde. Durch Swetlana Alexijewitschs Werk spüren wir, dass wir »diese anderen« sind. Deshalb haben wir ihr zu danken, dass sie uns an den Kern unserer eigenen Humanität erinnert hat. Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2013 ist das *Zeichen* unseres tiefempfundenen Dankes.

Peter Feldmann, Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

## Grußwort

Diese Woche wurde der Friedensnobelpreis verliehen. Heute verleihen wir den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Wir vergeben Friedenspreise, meine Damen und Herren, weil wir uns an den Krieg erinnern, und weil da draußen immer noch Krieg herrscht. Wir vergeben Friedenspreise, weil wir uns an die Unfreiheit erinnern, und weil auf dieser Welt immer noch Unfreiheit herrscht.

Die Diktatur in Weißrussland, die Tragödien in Syrien: Aus der Ferne ist das leicht lautstark zu beklagen. Dafür steht *uns* kein Preis zu. Ganz im Gegenteil: Die Bilder aus Lampedusa mahnen uns, wenigstens für eine Minute darüber nachzudenken, mit welchen Unfreiheiten wir uns unsere Freiheiten erkaufen. Frieden und Freiheit selbst sind nicht preiswürdig. Sie sollten selbstverständlich sein.

Den Preis verleihen wir jenen mutigen Stimmen, die sich gegen Unfreiheit und gegen Krieg erheben, während ihnen selbst Gefangenheit und Repressionen drohen, Zensur und Schmähungen. Mutigen Stimmen wie der Ihren, Frau Alexijewitsch.

\*

Swetlana Alexijewitsch hat in ihren Büchern drei Schwerpunkte gesetzt: Der Zweite Weltkrieg, Tschernobyl, Afghanistan. Und allein schon die Tatsache, dass dies zugleich russische *und* deutsche Themen sind, zeigt, dass wir es mit einer universalen Gültigkeit und einem Oeuvre von Weltrang zu tun haben.

An Ihren Büchern, Frau Alexijewitsch, spiegeln wir auch unsere deutsche Geschichte. Auch unser Weg zur Demokratie war steinig, aber er war erfolgreich. Nur wenige Meter von hier, im Frankfurter Römer, begann vor 50 Jahren, 1963, der Auschwitz-Prozess. Vor einigen Tagen stellte das Fritz Bauer Institut die Tonbandmitschnitte von 318 Zeugen online. Dem Leiden eine Stimme geben. Zeitzeugen hörbar machen. Das ist auch Ihr literarisches Verfahren.

Bitte nehmen Sie den heutigen Zuspruch und die Anerkennung aus Frankfurt mit nach Weißrussland. Berichten Sie den Menschen, dass Sie viele Unterstützer haben. Berichten Sie von diesem ehrwürdigen Ort, der Paulskirche, wo vor 165 Jahren die Demokratie in Deutschland Ihre ersten Gehversuche unternahm. Seit 1950 wird der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels in Frankfurt verliehen. In der Stadt des kritischen Denkens, in der Stadt Goethes und Adornos, in der Stadt des Buches und der Literatur.

\*

Wir sind stolz, Gastgeber der Buchmesse zu sein. Wir sind stolz, dass der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels hier verliehen wird. Und ich bin besonders stolz, dass wir diesen wichtigen Preis heute an eine so herausragende Schriftstellerin wie Sie, sehr geehrte Frau Alexijewitsch, vergeben. Herzlichen Glückwunsch!

Karl Schlögel

Stimmen im Chor: eine Epoche zur Sprache bringen

Laudatio auf Swetlana Alexijewitsch

Ein neuer Ton, ein neues Genre, kommt in die Welt, wenn sich das, was der Fall ist, nicht mehr in der vertrauten, alten Sprache sagen lässt. Meist geht dies mit einem Bruch, mit der Aufkündigung eines bis dahin gültigen Kanons oder mit einer schlichten Misstrauenserklärung gegenüber dem einher, was Literatur und Sprache überhaupt zu leisten in der Lage sind. So muss es auch bei der jungen Swetlana Alexijewitsch gewesen sein, die, wie sie von sich selber sagt, als *knishny tschelowek*, als Büchermensch, als Kind von Lehrern in der dritten Generation, aufgewachsen ist, fast möchte man sagen, in guter russischer, sowjetischer Tradition. »Ich gehöre zu der Generation, die erzogen wurde von Büchern und nicht von der Realität«, gestand sie einmal. Bücher standen für die Zugehörigkeit zur Welt des Geistes, für leidenschaftliche Debatten in Kreisen der Intelligenzia. Wer an der schönen Literatur teilhat, bricht aus der Enge der Provinz aus und weiß etwas von der Schönheit, die die Welt rettet, so Dostojewski. Sie ist die Barriere, die gegen den Schmutz und die Gemeinheit errichtet ist, und ein geistiges Überleben sogar an Orten sichert, an denen man zum Sterben verurteilt ist: im Lager. In der schönen Literatur wenigstens sind die Werte kultiviert, die in der Realität außer Kraft gesetzt sind. Kurz: sie ist so etwas wie der Haltepunkt, eine oberste und rettende Instanz. Swetlana Alexijewitschs Schreiben beginnt mit einem Abschied von der schönen Literatur. Das, was sie, die Neugierige, ja der Wirklichkeit Verfallene, anzieht, bestürzt, packt, ist eine Wirklichkeit, die in der Literatur nicht vorkommt. Daraus gehen Bücher hervor, die sich in der Retrospektive zu einem schlüssigen, ja epischen Werk fügen. Die Titel ihrer großen Bücher - »Der Krieg hat kein weibliches Gesicht« 1985, »Die letzten Zeugen« ebenfalls 1985, »Zinkjungen. Afghanistan und die Folgen« 1989, »Im Banne des Todes. Geschichten russischer Selbstmörder« 1993, »Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft« 1997, und zuletzt 2013 »Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus« - sind wie die Kapitel eines einzigen großen zu-

sammenhängenden Buches, das sie selbst einmal als »Rote Enzyklopädie« bezeichnet hat. Sie handelt vom Krieg, vom Kommunismus, vom sowjetischen Imperium, von ihrer Heimat Weißrussland, letztlich aber vom Menschen in Extremsituationen, Menschen im Ausnahmezustand, vom »nackten Menschen auf nackter Erde«. Sie hat eine weit über die russischsprachige Welt hinausreichende Leserschaft gefunden, nur in ihrer eigenen Heimat werden ihre Bücher nicht gedruckt. Alexander Lukaschenka, der Belarus autoritär, ja diktatorisch regiert, duldet keine unabhängigen Stimmen neben sich. Nach der Niederschlagung der Proteste gegen die Wahlfälschungen am 19. Dezember 2010 - wir alle haben die Fernsehbilder vom nächtlichen Oktoberplatz in Minsk noch vor Augen, als sich schwergerüstete OMON-Formationen auf Demonstranten, einfache Leute, Studentinnen, Oppositionspolitiker stürzten, um sie »in sieben Minuten platt zu machen«, wie es ein Lukaschenka-Mann formuliert hat -, schrieb Swetlana Alexijewitsch in einem Offenen Brief an Lukaschenka: »Sie glauben an die Macht, ich glaube an das Wort. Die Regierung und das Volk müssen miteinander reden. Vorläufig sprechen wir durchs Schalterfenster (im Untersuchungsgefängnis) in der Okrestin-Straße. Wer anders denkt, der bekommt eins mit dem Knüppel über den Kopf. Doch wir sollten miteinander reden, überlegen und uns Gedanken machen. Über unsere Vergangenheit. Und über die Zukunft.«

I.

Swetlana Alexijewitsch mußte die Geschichten, die sie erzählte, nicht erfinden. Sie fand sie in der Weltgegend, in der sie den größten Teil ihres Lebens verbrachte. Wer wie sie 1948 im ukrainischen Iwano-Frankiwsk geboren und dann in Weißrussland aufgewachsen ist, war umgeben von der Hinterlassenschaft des Krieges; von Schützengräben, die von Unkraut überwuchert waren, von rostenden Stahlhelmen, die im Wald verstreut lagen, von Kriegsversehrten, die sich auf hölzer-

nen Wägelchen über die Straßen schoben; in den Dörfern lebten meist ältere Frauen und Kinder, weil die Männer gefallen oder in Lagern verschwunden waren. Als Swetlanas Familie nach Weißrussland zog - der Vater war Weißrusse, die Mutter Ukrainerin -, zog sie gleichsam ins Epizentrum eines vom Zweiten Weltkrieg verwüsteten und entvölkerten Landes, von dem nicht klar war, wie es je wieder zu Kräften kommen sollte. Bjelorusland im Krieg: mehrmals von den Fronten überrollt, Schauplatz einer in Europa beispiellosen demographischen Katastrophe, 3,4 Millionen Menschen, also ein Drittel der Bevölkerung umgekommen, die Juden dem Massenmord der Einsatzkommandos fast vollständig zum Opfer gefallen, Tausende von Dörfern verbrannt, die großen Städte - Minsk, Gomel, Mogilew, Witebsk - in Schutt und Asche, Hunderttausende auf der Flucht oder schon in den Wäldern und Sümpfen, um sich dem Kampf der Partisanen anzuschließen. Die junge Swetlana Alexijewitsch, die an der Minsker Universität 1967 ihre Journalistenausbildung aufgenommen und dann zeitweise in der Provinz, im Brester Gebiet, für eine Zeitung gearbeitet hatte, kannte diese Topographie des Todes und des Kampfes um Überleben. In der offiziellen Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg gab es die Helden, die in der Regel Männer waren, und Heldentaten, in denen der gewöhnliche Krieg nicht mehr vorkam. Von diesem Krieg aber sprachen die Frauen, die Mütter, die Großmütter, die Witwen, die nie je befragt worden waren, deren Stimmen Swetlana aber von Kindheit an im Ohr hatte. Nie zuvor in der Geschichte waren so viele Frauen in den Streitkräften aktiv gewesen wie in der sowjetischen Armee während des Großen Vaterländischen Krieges - rund eine Million Frauen: als Ärztinnen, Krankenschwestern, Funkerinnen, Scharfschützinnen, Fliegerinnen, Fallschirmspringerinnen oder Partisaninnen. Es ging bei der Behandlung dieses Themas nicht einfach um die Berichtigung einer nicht ganz ausgeglichenen Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, sondern um einen Perspektivwechsel, um eine andere Wahrnehmung, um die Nachtseite des Heldenkrieges, die grausame Wirklichkeit, die im Detail, in der Momentaufnahme hervortritt. Eine der Frauen erzählte im Gespräch, dass sie nach dem Krieg kein Rot mehr sehen konnte - weder als bestickten Stoff, noch im Fleischerladen; eine andere erinnerte sich an Partisanen, die sich vor den Deutschen versteckten, indem sie in ausgeweidete Kuhkadaver krochen. Alexijewitsch kommt es auf diese Details an. »So etwas denkt man sich nicht aus«, oder »In Details kann man

nicht betrügen«, sagt sie. Ermutigt durch andere, die schon in dieser Richtung vorausgegangen waren - Ales Adamowitsch, Wassyl Bykau, Janka Bryl, Daniil Granin - findet die Autorin das Genre, an dem sie in Zukunft weiterarbeiten wird: die dokumentarische Erzählung, den Dokumentarroman, oder wie Lidija Ginsburg es nannte: die Konstruktion dokumentarischer Prosa. Die Protagonisten dieser Geschichten, so heißt es einmal, »sind nicht ausgedacht, es sind lebendige, reale Menschen, und sie hängen nicht von mir ab - nicht von meinem Willen, meinen Vorstellungen oder meiner Professionalität«. Die Zensur tat sich mit derartigem Realismus - Naturalismus hieß das damals verächtlich - schwer, daher erschien »Der Krieg hat kein weibliches Gesicht« erst mit Verspätung 1985, im Jahr der Perestrojka, und zwar in Minsk und in Moskau. Sein Riesenerfolg - über 2 Millionen verkaufter Exemplare - bewies, dass ein solches Buch längst überfällig war, und ein späterer Prozess gegen sie - zum Afghanistanbuch - zeigte, dass die Infragestellung des männlichen Heldenkults einen der empfindlichsten Punkte des sowjetischen Selbstbildes getroffen hatte. »Wir sind selbstverständlich eine absolut vom Krieg geprägte Gesellschaft«, sagte Swetlana Alexijewitsch im Gespräch mit Tatjana Bek, »geradezu vom Krieg imprägniert ... Wir haben all die Zeit über gekämpft, oder uns auf den Krieg vorbereitet oder uns an den Krieg erinnert«. Ein Grundthema, das bis zur Auflösung der Sowjetunion bestehen blieb, und offenbar in Augenblicken der Krise auch heute noch reaktiviert werden kann.

## II.

Swetlana Alexijewitsch, die nicht vorhatte, sich weiter mit dem Krieg zu beschäftigen, wurde vom Krieg buchstäblich wieder eingeholt, von dem seit Ende 1979 geführten, aber verschwiegenen, tabuisierten Krieg »an der südlichen Grenze« der Sowjetunion. Nun ging es aber nicht um die Erinnerung der Generation der Mütter und Väter, sondern um einen Krieg in der Gegenwart. Alexijewitsch sucht den Kriegsschauplatz auf, vor allem aber trifft sie die Kriegsteilnehmer, die sogenannten »Afghanen«, die aus dem Krieg, selber verändert, in ein Land zurückgekehrt waren, das es nicht mehr gab, und in dessen Alltag sie sich, oft verstümmelt und traumatisiert, nicht mehr zu recht fanden. Das Buch basiert wiederum auf Hunderten von Gesprächen - einfache Soldaten, Kommandeure, Krankenschwestern, Chirurgen, Mütter, Ehefrauen -, sie sind auch namentlich

aufgeführt. Es ist wiederum eine Montage von unendlich vielen Bildern. Es ist wiederum die Freimütigkeit und Rücksichtslosigkeit, die sich einstellen, wenn man nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu verbergen hat - die Situation des Gesprächs wie zwischen einander gänzlich unbekanntem Menschen auf einer langen Zugfahrt. Es ist wiederum das genaue, überscharfe Bild mit zerfetzten Leibern, abgerissenen Gliedmaßen, Besäufnissen, Drogentrips, Notoperationen rund um die Uhr. Der Horror erscheint beiläufig, eher in Nebensätzen, wie zufällig aus dem Unterbewusstsein auftauchend, wenn ein Soldat bemerkt, dass die Zinksärge, die für die Gefallenen bestimmt waren, auch benutzt wurden, um Kriegsandenken - aufgefädelt getrocknete Menschenohren, Pelze oder Drogen - in die Heimat zu schmuggeln. Aber sie, die Vorzeigehelden von einst, die sich an dem Glauben festhalten, dass doch nicht alles umsonst gewesen sein kann, sind wie aus der Zeit Gefallene, das Bild einer verlorenen Generation. Dieses Buch ist keine Militärgeschichte, sondern handelt von einem Krieg, der seine Spuren auf den Körpern und in den Seelen der Beteiligten hinterlassen hat, und für den es - radikal anders als im Großen Vaterländischen Krieg - keinerlei patriotische Begründung mehr gab.

### III.

Und als wäre das alles nicht schon genug: Tschernobyl. Es hat 10 Jahre gedauert, bis sich Swetlana Alexijewitsch getraut hat, darüber zu schreiben, über einen Krieg, in dem sich mit Waffen nichts mehr ausrichten lässt. »Um zu einem neuen Buch zu kommen, muss man ein neuer Mensch werden«, sagte sie einmal. Als am 26. April 1986, um 1 Uhr 23 Block 4 des Atomkraftwerks Tschernobyl an der ukrainisch-weißrussischen Grenze explodierte, ahnte kaum jemand, was das bedeutete. Im Zweiten Weltkrieg war jeder dritte Einwohner des Landes umgekommen, jetzt lebte jeder fünfte - über 2 Millionen Menschen - auf verseuchtem Gebiet. Hunderttausende Hektare Land und Wald waren nicht mehr nutzbar. Städte und Dörfer wurden ausgesiedelt - manche zu spät, da die 1. Mai-Parade noch über die Bühne gehen mußte und die Führungen ahnungslos oder zu feige waren, der Katastrophe ins Auge zu blicken. Glücklicherweise das Land, das keine Helden braucht, heißt es so schön. Aber was wäre mit Europa gewesen, wenn es sie diesmal nicht gegeben hätte. An die 800.000 Wehrpflichtige, Feuerwehrleute, auch Freiwillige aus der ganzen

Sowjetunion wurden als Liquidatoren an den Reaktor geschickt, um den nuklearen Brand zu löschen: Dauereinsätze in Helikoptern über dem Reaktor, Männer, die mit bloßen Händen die Graphitstücke und geschmolzenes Bitumen beiseite räumten, Grubenarbeiter, die einen Tunnel unter den Reaktor trieben. Häuser wurden abgewaschen, Erdreich abgetragen und vergraben, alles lebende Getier getötet und in Massengräbern verscharrt. Keine Statistik der elend zugrunde gegangenen Liquidatoren, kein Diagramm von den gestiegenen Krebsraten und sich verändernden Krankenbildern kann den Schrecken wiedergeben. Swetlana Alexijewitsch: »In einer Nacht gelangten wir an einen neuen Ort der Geschichte. Wir sprangen in eine neue Realität, und diese Realität überstieg nicht nur unser Wissen, sondern auch unsere Einbildungskraft. Der Zusammenhang der Zeiten riss.« Wieder erwies sich das Leben als weitaus phantastischer als die Weltuntergangsszenarien, mit denen die Kunst die Apokalypse geprobt hatte. Die Bewohner Weißrusslands, von deren Existenz die Welt überhaupt zum ersten Mal Kenntnis zu nehmen schien, waren zu Blackboxes geworden, die aufzeichneten, was mit Menschen nach dem größten denkbaren Unfall geschieht - Botschaften aus einem Laboratorium für die Welt danach. Der Körper des Feuerwehrmanns Wassili Ignatenko zerfällt in den Händen seiner Frau, die nicht von seiner Seite weicht, weil sie ihn liebt. Der Geigerzähler im Krankenzimmer spielt verrückt. Der Mensch selbst wird zum Reaktor, sagen die Ärzte. Der Leichnam darf als strahlendes Objekt nicht herausgegeben werden. Wie antiquiert erschienen mit einem Male alle Vorstellungen, die man bis dahin vom Unheil haben konnte, das über Menschen kommen kann!

### IV.

Wir wüssten über die Schicksale der Frauen im Krieg, über die Spuren, die der Krieg in Afghanistan hinterlassen hat, über die Verzweiflung des Frontveteranen und Helden der Brester Festung Timerjan Sinatow, der sich im Alter von 77 Jahren vor den Zug wirft, weil er »das Hundeleben« nicht mehr erträgt, zu dem er im Alter verurteilt ist, wenig oder nichts, wenn Swetlana Alexijewitsch sie nicht zum Sprechen gebracht hätte. Das gelingt ihr nicht nur, weil sie ihr Handwerk als Journalistin gelernt hat, sondern weil sie die Welt über Stimmen wahrnimmt, wahrscheinlich schon seit ihrer Kindheit im weißrussischen Dorf. Wahrnehmung der Welt über die Stimme. Ihr Gehör ist

geschult für die Wahrnehmung von Tonfällen, für Rhythmus und Gesten, die dann einsetzen, wenn das Wort versagt, und wo ein Verstummen andeutet, dass hier das Wort kapituliert – der sicherste Hinweis, dass hier noch etwas unausgesprochen und verborgen geblieben ist. So wie ihre Bücher einen spezifischen Klang, einen spezifischen »sound« haben, so haben sie auch einen spezifischen Rhythmus. Fast immer fangen die Gespräche beiläufig an, aber plötzlich sind sie bei einer Situation angelangt, die Rede und Atem stocken lässt. Es kommt zu den für Alexijewitschs Texte typischen langen Punktierungen, Pausen, in denen der Erzähler innehält, sich zurücklehnt, noch einmal in seinem Gedächtnis kramt, vielleicht etwas ergänzt, ein scheinbar nebensächliches Detail nachträgt, das aber plötzlich, wie ein Blitzstrahl die Szene erhellt und die Zeit zu einem Bild gerinnen lässt. Ein Beispiel ist das Gespräch mit Wassili Petrowitsch N., Mitglied der KP seit 1922, 87 Jahre alt. Er hat nicht nur den Krieg mitgemacht, sondern wurde vom NKWD, von den eigenen Leuten, fast zu Tode gefoltert. Im Text in Klammern eingefügt sind nicht Regieanweisungen, sondern Bemerkungen zum Nicht-Verbalen, bloß gestisch Bleibenden: »Er hat die Katze auf dem Schoss. Streichelt sie ... Wir lachen zu dritt. Sein Enkel sitzt bei uns. Hört zu. N. hustet und keucht. Er denkt nach. Er schweigt lange. ... Der Enkel schweigt während des gesamten Gesprächs. ... Er lacht ganz jugendlich. Und ich entdecke, wie schön er noch immer ist ...« Das Gespräch verstummt, es setzt immer wieder ein, wie ein Selbstgespräch, fast wie eine Beichte; solche Gespräche haben etwas von einem Gebet an sich. Vielleicht ist die Wiederholung, das Sich-Zurückfallen-Lassen-Können in den freien Rhythmus des Gesprächs, das Auszählen der langen Pausen, und das Aushalten der Fermaten, die einzige Möglichkeit, dem Unausgesprochenen oder noch nicht spruchreif Gewordenen eine Form zu geben. Das beredete Schweigen also. Die Befragten wundern sich ohnehin, dass da jemand ist, der sich für ihre Geschichte, für ihr Leben interessiert. Sie hatten Entsetzliches mitgemacht, aber nie in ihrem Leben hatte jemand danach gefragt, nie waren sie auf jemanden gestoßen, der dies der Rede wert oder gar des Aufschreibens für würdig befunden hätte.

## V.

Man müsste über den Ton, über den Modus, über den Rhythmus nicht so ausführlich sprechen, wenn es lediglich um ein Problem der literari-

schen Form und Fragen der Narration ginge, um das Zurücktreten oder gar das Verschwinden des »auktorialen Erzählers«, jener Zentralfigur unendlicher literarischer Diskurse. Aber was bedeutete das Zu-Wort-Kommen-Lassen in einem politischen System, in dem Sprachregelungen gegolten haben, deren Verletzung tödliche Folgen haben konnte? Was bedeutete es in einem Land, in dem das offene Gespräch verstummt, die Menschen zu Flüsterern geworden, und in dem die Angst vor dem Mithören und der Denunziation zur zweiten Natur geworden waren? Was bedeutet die freie, unbehinderte, sich Bahn brechende, unsicher mäandrierende Erzählung in einer Welt der Doktrin? Die Autorin Swetlana Alexijewitsch tritt nicht ab, sondern nur einen Schritt zurück, sie verschwindet nicht, im Gegenteil: ihre ganze Anstrengung scheint dahin zu gehen, jenen zum Wort zu verhelfen, jenen ihre Stimme zu leihen, die bisher keine Chance hatten, gehört zu werden, sei es weil sie sich schämen, sei es weil sie sich fürchten, sei es weil sie das Sprechen und Klagen überhaupt verlernt haben. Und nun geschieht es: Die bisher stumm Gebliebenen ergreifen das Wort; Menschen, die bisher keinen Namen hatten, erhalten ihren Namen zurück; wo es vorher nur Massen, eine Klasse und Kollektive gegeben hatte, gibt es jetzt einzelne, individuelle Stimmen, Einzelschicksale. Der Mensch ist zurück auf der von Menschen leergefegten Bühne der Geschichte. Aus all diesen Stimmen ergibt sich ein Chor, ein vielstimmiger Chor, mehr noch: es ist so etwas wie das Selbstgespräch, der innere Monolog einer zu Atem und wieder zu sich selbst kommenden Gesellschaft. Es sind diese Stimmen, die den Stoff liefern, aus dem die Erzählung hervorgehen wird, die uns erklärt, was das war: Weltkriegsepoche, Sozialismus, Kommunismus, Zeitalter der Extreme, kurzes 20. Jahrhundert – und wie die Kurzformeln und Notbehelfe, in denen die Erfahrung ganzer Generationen zusammengedrückt, aber nicht aufgehoben ist, heißen mögen.

Es ist für Nachgeborene wie mich schon schwer, sich eine Katastrophe vorzustellen; was aber ist, wenn sich Katastrophen ablösen, wenn die eine in die andere übergeht, wenn die Unglücke sich übereinander türmen und schon nicht mehr leicht unterscheidbar ist, wer Opfer und wer Täter ist. »Wir sind unter Tätern und Opfern aufgewachsen«, sagt einer im Gespräch mit Swetlana Alexijewitsch. Und ein anderer: »Meine Generation ist mit Vätern aufgewachsen, die entweder aus dem Lager oder aus dem Krieg kamen. Das Einzige, wovon sie uns erzählen konnten, war Gewalt.



Und Tod. Sie lachten selten, waren schweigsam. Und sie tranken ...« Was ist, wenn die verbrannte Erde, die der Zweite Weltkrieg hinterlassen hat, sich überlappt mit der durch die Nuklearkatastrophe kontaminierten Zone, und diese ihrerseits wieder zum Zufluchtsgebiet für Flüchtlinge wird, die anderswo, im Kaukasus oder Zentralasien ihre Heimat verloren haben? Wie gedenkt man der Opfer in einem Land, wo Abertausende umgebracht wurden, die einen in dem von Deutschen errichteten Konzentrationslager Maly Trostinez, die anderen – nicht weit davon – in Kuropaty von NKWD-Truppen? Was ist, wenn der Denunzierte nach seiner Rückkehr aus dem Gulag mit dem Denunzianten, dem er die Zerstörung seines Lebens verdankt, wieder den Arbeitsplatz teilen muss? Welche Worte findet man für das Schicksal des Juden, dem es gelang, aus dem Getto zu entkommen, aber von den Partisanen, zu denen er geflohen ist, nicht aufgenommen oder gar ausgeliefert wird? Was für eine Sequenz, wenn die Kindheit der Katja P. mit Tschernobyl zusammenfällt, die ihrer Eltern mit dem Zweiten Weltkrieg und die ihrer Großeltern mit Erstem Weltkrieg, Revolution und Bürgerkrieg! Und wie viele gab es, die, erst als Kulaken deportiert, dann als Soldaten für ihre Heimat gekämpft hatten, und am Ende vielleicht wieder ins Lager verschickt wurden, weil sie in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren. Was ist, wenn eine nukleare Katastrophe zusammenfällt mit der sozialen Katastrophe der Auflösung eines Imperiums? Und was ist, wenn die historische Urteilskraft an ihre Grenzen kommt, und Richten und Verurteilen nicht weiterhilft? Wie viel Unglück kann ein Land überhaupt ertragen und wie müsste eine Erinnerung aussehen, die mit solchen Katastrophensequenzen halbwegs fertig wird? Hier kommen einem vielleicht Bertolt Brechts Worte an die Nachgeborenen zu Hilfe:

*»Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut  
In der wir untergegangen sind  
Gedenkt  
Wenn ihr von unseren Schwächen spricht  
Auch der finsternen Zeit  
Der ihr entronnen seid... «*

## VI.

»Wir müssen darüber sprechen, was mit uns geschehen ist«, heißt es lakonisch bei Swetlana Alexijewitsch. Als Archäologin der kommunistischen Lebenswelt, die auch die ihre war – und sie hatte auch ihre harmlos-glücklichen Seiten: die

Paraden, die Ferien im Pionierlager, die endlosen Küchengespräche über Gott und die Welt – weiß sie, dass die Verfallszeiten von Lebenswelten nicht identisch sind mit der Proklamation eines neuen Staatswesens. Als jemand, der die Ausbrüche von ethnischem Hass in den Armenier-Pogromen von Baku und die Gefechte auf der Promenade von Suchumi Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre oder die Jagd auf tadschikische Gastarbeiter im Moskau von heute beobachtet hat, macht sie sich keine Illusionen über die Geburt des neuen Menschen aus dem Zerfall der alten Welt. Die Stimmen gehen jetzt wild durcheinander. Hassgesänge, Verzweiflung, Enttäuschung, bis hin zur Selbstaufgabe. Das Panorama, das sie entwirft, ist etwas anderes als die Meistererzählung vom automatisch gelingenden Übergang von der Diktatur zur Demokratie und vom Kommunismus zur Marktwirtschaft. Swetlana Alexijewitsch beschreibt die postsowjetische Welt diesseits aller Teleologie. Alle, die es ohne eigenes Verdienst, und nur weil sie diesseits des Eisernen Vorhangs aufgewachsen sind, geschichtlich besser getroffen haben – ich rechne mich auch dazu –, können bei ihr lernen, was es bedeutet, wenn von heute auf morgen ein Lebensplan zusammenbricht und das Leben der Menschen aus der Spur gerät, und sie verstehen besser, was passiert, wenn Menschen sich auf einmal »wie ein vergessenes Exponat in einem Museumsmagazin. Wie eine verstaubte Scherbe« vorkommen; wenn Kriegsorden und Auszeichnungen für ein hartes Arbeitsleben plötzlich auf Basaren verramscht werden; wenn überhaupt für Hunderttausende für eine gewisse Zeit der Schwarzmarkt zur Universität geworden ist, auf der ehemalige Ingenieure, Offiziere oder promovierte Wissenschaftler lernen, wie man als Shopping-Tourist seinen Lebensunterhalt verdient, um die Familie über die Runden zu bringen; wenn Lebenserfahrungen, Berufe, Werte, Sprachregelungen, Verhaltensweisen, die ein Leben lang gegolten hatten, mit einem Mal entwertet sind. Nun muss man einem neuen Druck standhalten: dem der Konkurrenz und dem Stress, den die Freiheit mit sich bringt. Aber bei aller Trostlosigkeit, die über der Trümmerlandschaft liegt, gibt es doch etwas, was geradezu an ein Wunder grenzt. In Alexijewitschs postsowjetischem Stimmengewirr tauchen Menschen auf, die allen Schwierigkeiten zum Trotz nicht darauf warten, dass das Manna vom Himmel fällt, sondern sich in Bewegung gesetzt haben, um für sich und die ihren ein neues Leben aufzubauen – ein halbwegs normales Leben. Das ist alles diesseits der Utopie vom neuen Menschen, vielleicht sogar

*second hand*. Die Helden von einst sind abgelöst von Helden, die den Alltag bewältigen und gelernt haben, den Krieg aller gegen alle hinter sich zu lassen, der durchaus möglich war und der in einigen Regionen der alten Sowjetunion auch tatsächlich ausgebrochen ist.

## VII.

Im Gespräch zwischen Macht und Volk sieht Swetlana Alexijewitsch, so in ihrem Offenen Brief an Lukaschenka, den einzigen Weg, um den *circulus vitiosus* der Gewalt zu durchbrechen und dem Rückfall in stalinistische Praktiken zu begegnen. Als Schriftstellerin hat sie gegen die autoritären Regime im postsowjetischen Raum, nicht nur in Belarus, nichts aufzubieten als ihr Wort – beharrlich, furchtlos, ergreifend. Dieses Wort ist stark, darin ist von einer Wirklichkeit die Rede, die stärker ist als die manipulierte Wahrheit der von der Macht kontrollierten Medien. Darin kommen Erfahrungen zu Wort, gegen die auch Verbot und Zensur, Geheimdienste und Schauprozesse auf

Dauer kaum etwas ausrichten. Wiederum melden sich auffällig viele Frauen zu Wort, die das Land auch jetzt, wo die alte Ordnung in Trümmern liegt, zusammenhalten. Swetlana Alexijewitsch lässt uns nicht im Unklaren darüber, dass der Wandel in einem Land, das erschöpft und traumatisiert ist von so viel geschichtlichem Unglück, nicht von heute auf morgen kommt. Aber er wird kommen, wenn es gelingt, die ewige Wiederkehr der Gewalt zu durchbrechen, wenn es gelingt, das Gespräch immer wieder in Gang zu setzen und in Gang zu halten, im Rhythmus der Swetlana Alexijewitsch: zuhörend, innehaltend, ohne Illusionen über das, wozu Menschen im Guten wie im Bösen fähig sind, mit jener Nachsicht, die Menschen eigen ist, die in finsternen Zeiten groß geworden sind. Diese Arbeit, die nun schon ein ganzes Leben umfasst, ist eines Friedenspreises, des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, wahrhaft würdig.

## Swetlana Alexijewitsch

### Warum bin ich in die Hölle hinabgestiegen?

#### Dankesrede

Ich möchte Sie als »liebe Nachbarn in der Zeit« ansprechen. Wir haben nicht nur die gleichen Smartphones in der Tasche, uns eint mehr – die gleichen Ängste und Illusionen, die gleichen Verlockungen und Enttäuschungen. Es erschreckt uns alle, dass das Böse immer raffinierter und unbegreiflicher wird. Wir können nicht mehr wie die Helden Tschechows ausrufen, in hundert Jahren würde der Himmel voller Diamanten und der Mensch wunderbar sein. Wir wissen nicht, wie der Mensch sein wird.

In Dostojewskis »Legende vom Großinquisitor« wird über die Freiheit gestritten. Darüber, dass der Weg der Freiheit schwer ist, qualvoll und tragisch...

»Warum zum Teufel müssen wir überhaupt erkennen, was gut und böse ist, wenn es uns so teuer zu stehen kommt?«<sup>1</sup>

Der Mensch muss sich die ganze Zeit entscheiden: Freiheit oder Wohlstand und gutes Leben, Freiheit mit Leiden oder Glück ohne Freiheit. Die meisten Menschen gehen den zweiten Weg.

»Der Großinquisitor sagt zu Jesus, der auf die Erde zurückgekehrt ist: ‚Was bist Du gekommen, uns zu stören? Denn uns zu stören bist Du gekommen, und Du selbst weißt es wohl.‘

„Indem Du ihn [den Menschen] so hoch achtetest, hast Du gehandelt, als hättest Du kein Erbarmen mehr mit ihm, denn zuviel hast Du von ihm gefordert. [...] Hättest Du ihn geringer geachtet, hättest Du auch weniger von ihm gefordert, und das wäre der Liebe näher gekommen, hätte es doch sein Joch erleichtert. Schwach ist der Mensch und gemein. [...] Was kann die schwache Seele dafür, dass sie nicht die Kraft hat, so furchtbare Gaben aufzunehmen?‘

„Es gibt für den Menschen, solange er frei ist, keine dauernde und bedrückendere Sorge als so bald wie möglich etwas zu finden, das er anbeten kann. [...] und keine quälendere Sorge, als jemanden zu finden, dem er so schnell wie möglich das Geschenk der Freiheit abtreten kann, mit der dieses beklagenswerte Geschöpf geboren wird.‘«

Ich habe den größten Teil meines Lebens in der Sowjetunion verbracht. Im kommunistischen Versuchslabor. Auf dem Tor des schrecklichen Lagers auf den Solowki-Inseln hing die Losung: »Mit eiserner Hand zwingen wir die Menschheit zum Glück.«

Der Kommunismus hatte einen aberwitzigen Plan – den alten Menschen, den alten Adam, umzumodeln. Und das ist gelungen. Es ist vielleicht das Einzige, was gelungen ist. In etwas über siebenzig Jahren ist ein neuer Menschentyp entstanden: der *Homo sovieticus*. Die einen betrachten ihn als tragische Gestalt, die anderen nennen ihn »Sowok«. Wer aber ist er? Ich glaube, ich kenne diesen Menschen, er ist mir vertraut, ich habe viele Jahre Seite an Seite mit ihm gelebt. Er ist ich. Das sind meine Bekannten, meine Freunde, meine Eltern. Mein Vater, er ist vor kurzem gestorben, ist bis ans Ende seines Lebens Kommunist geblieben.

\*

Ich habe fünf Bücher geschrieben, doch im Grunde schreibe ich nun seit fast vierzig Jahren an einem einzigen Buch. An einer russisch-sowjetischen Chronik: Revolution, Gulag, Krieg ... Tschernobyl ... der Untergang des »roten Imperiums« ... Ich folgte der Sowjetzeit. Hinter uns liegen ein Meer von Blut und ein gewaltiges Brudergrab. In meinen Büchern erzählt der »kleine Mensch« von sich. Das Sandkorn der Geschichte. Er wird nie gefragt, er verschwindet spurlos, er nimmt seine Geheimnisse mit ins Grab. Ich gehe zu denen, die keine Stimme haben. Ich höre ihnen zu, höre sie an, belausche sie. Die Straße ist für mich ein Chor, eine Sinfonie. Es ist unendlich schade, wie vieles ins Nichts gesagt, geflüstert, geschrien wird. Nur einen kurzen Augenblick lang existiert. Im Menschen und im menschlichen Leben gibt es vieles, worüber die Kunst nicht nur noch nie gesprochen hat, sondern wovon sie auch nichts ahnt. Das alles blitzt nur kurz auf und verschwindet, und heute verschwindet es besonders schnell. Unser Leben ist sehr schnell geworden. Flaubert sagte von sich, er sei »ein Mensch der Feder«, ich kann von mir sagen: Ich bin ein Mensch des Ohres.

Jeder von uns trägt ein Stück Geschichte in sich, der eine ein großes, der andere ein kleines, und aus all dem entsteht die große Geschichte. Die große Zeit. Ich suche den Menschen, der eine Erschütterung erlebt hat ... durch die Begegnung mit dem Mysterium des Lebens, mit einem anderen Menschen. Manchmal werde ich gefragt: Reden die Leute wirklich so schön? Der Mensch spricht nie so schön wie in der Liebe und in der Nähe des Todes. Wir Menschen aus dem Sozialismus sind wie alle Menschen, und wir sind anders, wir haben unsere eigenen Vorstellungen von Helden und Märtyrern. Und ein besonderes Verhältnis zum Tod.

\*

Stimmen ... Stimmen ... sie sind in mir ... verfolgen mich ...

Ich erinnere mich an einen hochgewachsenen schönen Greis, der noch Stalin gesehen hat. Was für uns ein Mythos war, war für ihn sein Leben. 1937 wurde zuerst seine Frau verhaftet, sie ging ins Theater und kam nicht zurück, und drei Tage später wurde auch er abgeholt.

»Sie schlugen mich mit einem Sack voll Sand auf den Bauch. Alles wurde aus mir herausgepresst wie aus einem zerquetschten Wurm. Sie hängten mich an Haken auf. Mittelalter! Alles läuft aus dir raus, du hast deinen Körper nicht mehr unter Kontrolle. Überall fließt es aus dir heraus ... Diesen Schmerz auszuhalten ... Diese Scham! Sterben ist leichter ...«

1941 wurde er entlassen. Er hatte lange darum gekämpft, an die Front zu dürfen. Aus dem Krieg kam er mit Orden zurück. Er wurde ins Parteikomitee bestellt, und dort sagte man zu ihm: »Ihre Frau können wir Ihnen leider nicht zurückgeben, aber Ihr Parteibuch bekommen Sie zurück ...« »Und ich war glücklich!«, sagte er. Ich konnte seine Freude nicht verstehen.

»Man darf uns nicht nach den Gesetzen der Logik beurteilen. Verdammte Buchhalter! Verstehen Sie doch! Uns kann man nur nach den Gesetzen der Religion beurteilen. Des Glaubens!«

Oder eine andere Geschichte ... »Ich hing sehr an unserer Tante Olja. Sie hatte lange Haare und eine schöne Stimme. Als ich erwachsen war, erfuhr ich, dass Tante Olja ihren leiblichen Bruder denunziert hatte, der dann im Lager umkam. In Kasachstan. Sie war schon alt, und ich fragte sie: ‚Tante Olja, warum hast du das getan?‘ ‚Wo hast du zur Stalinzeit einen redlichen Menschen gesehen?‘ ‚Bereust

du, was du getan hast?‘ ‚Ich war damals glücklich. Ich wurde geliebt.‘ Verstehen Sie, das Böse, das ist nie chemisch rein ... Das sind nicht nur Stalin und Berija, das ist auch die schöne Tante Olja ...«

Ich hörte diese Stimmen seit meiner Kindheit. In dem weißrussischen Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, lebten nach dem Krieg nur noch Frauen, sie arbeiteten von früh bis zum Dunkelwerden, am Abend aber graute ihnen vor ihren leeren Hütten, sie gingen hinaus auf die Straße, saßen auf Bänken zusammen. Und redeten über den Krieg, über Stalin, über ihren Kummer. Von ihnen hörte ich, dass der Krieg im Frühling und im Herbst am schlimmsten zu ertragen war, wenn die Vögel fortzogen oder wiederkehrten; sie wussten ja nichts von den Angelegenheiten der Menschen. Sie gerieten oft in Artilleriebeschuss. Zu Tausenden stürzten sie vom Himmel.

Die Frauen sprachen über Dinge, die ich mit meinem kindlichen Verstand nicht begriff, aber im Gedächtnis behielt. Wie ganze Dörfer mit allen Einwohnern niedergebrannt wurden. Wer wegliefen und sich in den Sümpfen verstecken konnte, kehrte nach einigen Tagen an einen leeren Ort zurück. Keine Menschenseele mehr, nur noch Asche. Und zwei zufällig im Kolchosgarten vergessene Pferde. »Wir dachten: Dass sich die Leute nicht schämen, so etwas vor Tieren zu tun! Die Pferde haben ihnen doch zugesehen ...«

Oder dies ... Vor der Erschießung warfen junge SS-Soldaten Bonbons in die Grube, in der sie jüdische Kinder lebendig begruben ...

Oder dies über Partisanen ... Sie nahmen aus dem Ghetto geflohene Juden in ihre Abteilung auf. Diese Partisanen kämpften tapfer gegen den Feind, in ihrer Freizeit aber vergewaltigten sie das »Jiddemädchen« Rosa. Dann wurde sie schwanger, und die Partisanen erschossen sie ...

Bei Nietzsche heißt es: »Kultur ist nur ein dünnes Apfelhäutchen über dem glühenden Chaos.« »Der Mensch ist fließend«, schrieb Tolstoi, alles hinge davon ab, was in ihm die Oberhand gewinne. Die Ideen sind schuld, aber auch der Mensch selbst ist schuld. Vor allem er selbst. Er trägt die Verantwortung für sein Leben. Erinnern Sie sich? »Wo hast du in der Stalinzeit einen redlichen Menschen gesehen?«, rechtfertigte sich die schöne Tante Olja vor ihrem Tod. Ungeheuerlich, unsagbar und unvorstellbar ist die »Banalität des Bösen« (Hannah Arendt) in »finsternen Zeiten«.

Was ich auf der Straße hörte, konnte ich in den Büchern im Haus meiner Eltern, die beide Lehrer auf dem Land waren, nicht finden. Wie alle trug auch ich das Abzeichen mit dem lockenköpfigen Lenin als Kind. Ich träumte davon, Pionier zu werden und Komsomolzin. Ich bin diesen Weg bis ans Ende gegangen ...

Erinnerungen sind ein launisches Ding. Da legt der Mensch alles hinein: Wie er gelebt, was er in der Zeitung gelesen und im Fernsehen gesehen hat, wem er in seinem Leben begegnet ist. Und ob er glücklich war oder nicht. Zeitzeugen sind weniger Zeugen, sie sind vielmehr Schauspieler und Geschichtenerfinder. Man kann sich der Realität nicht vollkommen annähern, zwischen der Realität und uns stehen unsere Gefühle. Ich weiß, dass ich es mit Versionen zu tun habe, jeder hat seine eigene Version, und daraus, aus ihrer Gesamtheit und ihrer Schnittmenge, entsteht das Bild der Zeit und der Menschen, die in ihr gelebt haben.

Genau dort, in der warmen menschlichen Stimme, in der lebendigen Widerspiegelung der Vergangenheit, verbirgt sich die ursprüngliche Freude und offenbart sich die unabwendbare Tragik des Lebens. Sein Chaos und seine Leidenschaft. Seine Einzigartigkeit und seine Unbegreiflichkeit. Alles ist echt.

Ich habe eine Geschichte des »häuslichen«, des »inneren« Sozialismus geschrieben. Darüber, wie er in der menschlichen Seele aussah. Eine Geschichte der Gefühle: Was der Mensch über sich selbst gelernt, was er aus sich geschöpft hat. Die ganze Welt seines Lebens. Das Kleinste und Menschlichste. Meine Aufzeichnungen habe ich in Wohnungen und in Dorfhütten gemacht, auf der Straße, in Cafés und im Zug. Im Frieden und im Krieg. In Tschernobyl.

\*

Stimmen ... Stimmen ... Die Gesichter verschwinden aus meiner Erinnerung, die Stimmen aber bleiben.

Moskau. Tag des Sieges. Wir können uns noch immer nicht trennen von diesem Feiertag, denn ohne ihn bliebe nur der Gulag.

»Nach dem Gefecht gehst du über ein Feld, die Toten sind darüber verstreut wie Kartoffeln. Und schauen zum Himmel. Alle sind jung und schön. Sie tun dir leid, die einen wie die anderen. Töten ist unangenehm. Du willst überhaupt nicht töten.«

»Als der Krieg vorbei war, habe ich mich lange gescheut, zum Himmel zu blicken. So viele unserer

jungen Männer waren gefallen! Nach dem Gefecht warfen wir die Toten in eine Grube und liefen weiter. Am nächsten Morgen wieder eine volle Grube. Wir marschierten von Grube zu Grube.«

Kabul 1988. Ein afghanisches Hospital. Eine junge Afghanin, ein Kind auf dem Arm. Ich gehe hin und reiche dem Kind einen Plüschteddy, und es nimmt ihn mit den Zähnen. »Warum nimmt er ihn mit den Zähnen?«, frage ich. Die Afghanin reißt die dünne Decke herunter, in die der Kleine eingewickelt ist, und ich sehe einen kleinen Rumpf ohne Arme und Beine. »Das haben deine Russen gemacht.« »Sie versteht nicht«, erklärt mir ein sowjetischer Hauptmann, der daneben steht, »wir haben ihnen den Sozialismus gebracht.« »Geh nach Hause und bau da den Sozialismus auf. Warum bist du hergekommen?«, sagt ein alter Afghane, ihm fehlt ein Bein. Ich erinnere mich an einen riesigen Saal voller Menschen – kein einziger von ihnen unverseht ... »Das haben deine Russen gemacht.«

In einer Kaserne. Verstörte Gesichter unserer Jungen, die nicht verstehen, wofür sie hier sterben. Sie antworten mir böse: Schießen oder nicht schießen, solche Fragen stellt man nach dem Krieg. Wenn du schießt, tötest du als Erster, tötest du nicht, wirst du getötet. Alle wollen nach Hause zurückkehren. Zu ihrer Mutter ...

Manche wurden mit Wodka betrunken gemacht, in ein Flugzeug gesetzt, und in der Nacht waren sie in Kabul. Sie heulten, schrien, griffen die Offiziere an. Zwei brachten sich um. Erhängten sich auf der Toilette. Andere kamen freiwillig her. Kinder von Dorfschullehrern, von Ärzten ... sie wurden dazu erzogen, der Heimat zu vertrauen ...

In einem Jahr werden sie heimkehren, und die Heimat, die sie zum Morden geschickt hat, wird nicht mehr existieren. Das große kommunistische Experiment wird vor ihren Augen enden ...

Die Explosion in Tschernobyl ... ich fuhr hin ... auf dem Reaktorgelände liefen Männer mit Maschinenpistolen herum, standen einsatzbereite Militärhubschrauber. Niemand wusste, was tun, aber alle waren ohne zu zögern bereit zu sterben. Das haben wir gelernt.

Ich schrieb mit ... das waren ganz neue Texte ...

Die Feuerwehrleute, die in der ersten Nacht das Feuer bekämpft hatten, starben einer nach dem anderen. Ein Atomreaktor brannte, sie aber wurden gerufen wie zu einem ganz normalen Einsatz, sie hatten keine Schutzkleidung dabei. Sie bekamen Strahlendosen ab, die mehr als hundertfach

über der Norm lagen. Tödliche Dosen. Die Ärzte ließen die weinenden Ehefrauen nicht zu ihnen.

»Nicht nahe rangehen! Nicht küssen! Nicht streicheln! Das ist nicht mehr der geliebte Mensch, das ist ein strahlenverseuchtes Objekt.«

In einem Umkreis von dreißig Kilometern um das Kraftwerk herum verließen Zigtausende Menschen ihre Häuser – für immer. Aber noch glaubte das niemand. Volle Busse und eine Stille wie auf einem Friedhof. Um die Busse drängten sich Haustiere – Hunde, Katzen. Die Tiere wurden zurückgelassen. Die Menschen wagten nicht, ihnen in die Augen zu sehen.

»Die Vögel am Himmel ... die Tiere im Wald ... wir alle haben sie verraten. Unserem geliebten Hund Scharik haben wir einen Zettel dagelassen: ‚Verzeih uns, Scharik!‘«

Leiden ist unsere Gabe und unser Fluch. Der große Streit der russischen Literatur: Solschenizyn behauptete, Leiden mache den Menschen besser, aus dem Lager komme der Mensch zurück wie aus dem reinigenden Fegefeuer, Schalamow dagegen war überzeugt, dass die Lagererfahrung den Menschen verderbe, dass die Lagererfahrung nur im Lager gebraucht werde. Die Zeit hat gezeigt, dass Schalamow recht hatte. Der Mensch, den der Sozialismus hinterlassen hat, verstand sich nur auf das Leben im Lager.

\*

Die 90er Jahre ... alle redeten von der Freiheit ... warteten auf ein Fest, doch das Land um sie herum war zerstört. Veraltete Betriebe wurden geschlossen, unzählige Militärstädtchen starben, es gab plötzlich Millionen Arbeitslose, die schlechten Wohnungen aber kosteten auf einmal Geld, ebenso medizinische Versorgung und Bildung. Alles lag in Trümmern ...

Wir entdeckten, dass Freiheit nur auf der Straße ein Fest war, im Alltag aber war das etwas ganz anderes. Freiheit ist eine anspruchsvolle Pflanze, sie gedeiht nicht an jedem Ort, aus dem Nichts. Allein aus unseren Träumen und Illusionen.

Ich erinnere mich, wie erschüttert ich war, als ich im Gerichtssaal, wo der Prozess gegen mein Buch »Zinkjungen« begann, ich war wegen Verleumdung der Sowjetarmee verklagt worden, die Mutter eines gefallenen Soldaten entdeckte. Das erste Mal waren wir uns am Sarg ihres Sohnes begegnet, er war ihr einziges Kind gewesen, sie hatte ihn allein großgezogen. Verzweifelt schlug sie mit dem Kopf auf den Sarg und flüsterte: »Wer liegt da

drin? Bist du da drin, mein Junge? Der Sarg ist so klein, und du warst doch so groß. Wer ist da drin?«

Als sie mich sah, rief sie: »Erzähl die ganze Wahrheit! Sie haben ihn zur Armee geholt. Er ist Tischler, er hat für die Generale Datschen renoviert. Sie haben ihm nicht mal das Schießen beigebracht. Dann haben sie ihn in den Krieg geschickt, und dort wurde er gleich im ersten Monat getötet.« Im Gerichtssaal fragte ich sie: »Warum sind Sie hier? Ich habe die Wahrheit geschrieben.« »Ich brauche deine Wahrheit nicht! Ich will, dass mein Sohn ein Held war!« Vor Gericht traf ich einen Granatwerferschützen wieder, der im Krieg erblindet ist ... Der arme schreckliche »rote Mensch!«

Neue Stimmen fielen einander ins Wort ...

»Die Neunziger ... wunderbare Jahre, das Beste, was ich je erlebt habe. Ein Schluck Freiheit ...«

»Wenn es um die Neunziger geht ... ich würde nicht sagen, dass das eine schöne Zeit war, sie war abscheulich. Eine Hundertachtzig-Grad-Wende in den Köpfen ... manche haben das nicht ausgehalten und wurden verrückt, andere haben sich umgebracht. Auf den Straßen wurde ständig geschossen. Unglaublich viele Menschen wurden ermordet. Jeden Tag gab es kriminelle Auseinandersetzungen. Sie teilten Russland unter sich auf ... jeder wollte etwas an sich reißen, den anderen zuvorkommen ...

Ich weiß sehr gut, was ein Traum ist. Meine ganze Kindheit lang wünschte ich mir ein Fahrrad, aber ich bekam keins. Wir waren arm. In der Schule habe ich unter der Hand mit Jeans gehandelt, am Institut mit sowjetischen Armeeuniformen und diversem Sowjetkram. Die Ausländer kauften das. Das war gewöhnlicher Schwarzhandel. Zu Sowjetzeiten bekam man dafür zwischen drei und fünf Jahren Gefängnis. Mein Vater rannte mit dem Riemen hinter mir her und schrie: »Du Spekulant! Ich habe vor Moskau Blut vergossen, und mein Sohn macht solche Scheiße!«

Was gestern noch als Verbrechen gegolten hatte, war nun ein Geschäft. Ich kaufte an einem Ort Nägel und woanders Absatzflicken, packte das zusammen in eine Plastiktüte und verkaufte es als neue Ware. Ich brachte Geld nach Hause und kaufte ein, der Kühlschrank war immer voll. Meine Eltern rechneten dauernd damit, dass man mich verhaften würde. (*Er lacht laut.*) Ich handelte mit Haushaltswaren. Mit Schnellkochtöpfen und Dampfgarern. Einen ganzen Autoanhänger mit dem Zeug hab ich aus Deutschland hergeschafft. Das ging haufenweise weg ...

In meinem Zimmer stand ein alter Computerkarton voller Geld, nur so war das Geld für mich real. Du nimmst immer wieder Geld aus dem Karton, und es wird nicht alle. Ich hatte mir im Grunde schon alles gekauft: ein Auto, eine Wohnung ... eine Rolex ... ich erinnere mich an diesen Rausch ... du kannst dir alle deine Wünsche erfüllen, alle deine geheimen Phantasien. Ich habe viel über mich selbst erfahren: erstens, dass ich keinen Geschmack habe, und zweitens, dass ich Komplexe habe. Ich kann nicht mit Geld umgehen. Ich wusste nicht, dass viel Geld arbeiten muss, dass es nicht einfach so rumliegen darf. Geld ist für den Menschen genauso eine Versuchung wie Macht oder die Liebe ... ich träumte ... und fuhr nach Monaco. Im Casino von Monte Carlo verspielte ich viel Geld, sehr viel. Ich konnte nicht aufhören ... ich war ein Sklave meines Kartons. Ist noch Geld drin oder nicht? Wie viel? Es musste immer mehr und mehr sein. Ich interessierte mich für nichts mehr, wofür ich mich früher interessiert hatte. Politik ... Kundgebungen ... Sacharow war gestorben. Ich ging mit zum Abschiednehmen. Hunderttausende Menschen ... alle weinten, auch ich weinte. Und jetzt stand kürzlich über ihn in einer Zeitung: ‚Ein großer Narr Russlands ist gestorben.‘ Da dachte ich: Er ist zur rechten Zeit gestorben. Als Solschenizyn aus Amerika zurückkam, haben sich alle auf ihn gestürzt. Aber er verstand uns nicht, und wir verstanden ihn nicht. Ein Ausländer. Er wollte zurück nach Russland, aber draußen war Chicago ...

Was ich ohne die Perestroika heute wäre? Ein kleiner Ingenieur mit lächerlichem Gehalt ... (*Er lacht.*) Und jetzt habe ich meine eigene Augenklinik. Mehrere Hundert Menschen mitsamt ihren Familien, ihren Großmüttern und Großvätern sind von mir abhängig. Leute wie Sie wühlen in ihrem Inneren herum, reflektieren - ich habe dieses Problem nicht. Ich arbeite Tag und Nacht. Ich habe brandneue Ausrüstungen gekauft und meine Chirurgen zum Praktikum nach Frankreich geschickt. Aber ich bin kein Altruist, ich verdiene gut. Ich habe alles selbst erreicht ... ich hatte nur dreihundert Dollar in der Tasche ...

Angefangen habe ich mit Partnern, bei deren Anblick Sie in Ohnmacht fallen würden, wenn die jetzt hier reinkämen. Gorillas! Grimmiger Blick! Die sind nicht mehr da, sie sind verschwunden wie die Dinosaurier. Ich bin mit einer kugelsicheren Weste rumgelaufen, auf mich wurde auch

schon geschossen. Wenn jemand schlechtere Wurst isst als ich, kümmert mich das nicht. Ihr habt den Kapitalismus doch alle gewollt. Habt davon geträumt! Also schreit jetzt nicht, dass man euch betrogen hat ...«

Es gibt wenige Gewinner, aber viele Verlierer. Und zwanzig Jahre danach lesen die jungen Leute wieder Marx. Wir hatten gedacht, der Kommunismus sei tot, aber diese Krankheit ist chronisch. In den Küchen werden noch immer die gleichen Gespräche geführt: Was tun und wer ist schuld? Da wird von einer eigenen Revolution geträumt. Umfragen zufolge sind die Menschen für Stalin, für eine »starke Hand« und für den Sozialismus. Das Ende des »roten Menschen« ist aufgeschoben. Ein alter KGB-Mann erklärte mir gegenüber im Zug ganz offen: »Ohne Stalin geht bei uns nichts. Was ist der Mensch? Ramm ihm ein Stuhlbein in den Hintern, und er ist kein Mensch mehr. Nur noch physisch. Ha-ha.« Das hatte ich schon mal gehört ...

Alles wiederholt sich ... in Russland ... in meinem kleinen Weißrussland gehen Tausende junge Leute erneut auf die Straße. Sitzen im Gefängnis. Und reden über die Freiheit. Vor der Revolution von 1917 schrieb der russische Schriftsteller Alexander Grin: »Die Zukunft ist nicht mehr an ihrem Platz.« Auch jetzt ist die Zukunft nicht mehr an ihrem Platz ... Manchmal frage ich mich, warum ich immer wieder in die Hölle hinabgestiegen bin. Um den Menschen zu finden ...

\*

Zum Schluss möchte ich den Mitgliedern des Stiftungsrats für die hohe, mir erwiesene Ehre danken. Danken möchte ich auch dem deutschen und dem schwedischen PEN-Zentrum und den französischen Schriftstellern, die mich in einer schwierigen Situation unterstützt haben, als ich aus politischen Gründen meine Heimat verlassen musste. Mein Dank gilt auch meiner langjährigen Verlegerin Elisabeth Ruge, die mich seit Jahrzehnten begleitet, und meiner Agentin Galina Dursthoff.

Ich danke allen meinen Helden, die ihr Geheimnis mit mir geteilt, mir ihr Leben erzählt haben. Viele von ihnen leben nicht mehr. Aber ihre Stimmen bleiben. Ich danke Ihnen allen.

*Aus dem Russischen übersetzt von Ganna Maria Braungardt.*

<sup>1</sup> »Warum zum Teufel müssen wir überhaupt erkennen, was gut und böse ist, wenn es uns so teuer zu stehen kommt?« Dieses und die nachfolgenden Zitate stammen aus den Kapiteln *Auflehnung* und *Der Großinquisitor* in Dostojewkis Roman *Die Brüder Karamasow*, deutsch v. H. Röhl, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar 1977, S.371-394.

## Die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels und ihre Laudatoren

1950	Max Tau - Adolf Grimme	1980	Ernesto Cardenal - Johann Baptist Metz
1951	Albert Schweitzer - Theodor Heuss	1981	Lew Kopelew - Marion Gräfin Dönhoff
1952	Romano Guardini - Ernst Reuter	1982	George Kennan - Carl F. von Weizsäcker
1953	Martin Buber - Albrecht Goes	1883	Manès Sperber - Siegfried Lenz
1954	Carl J. Burckhardt - Theodor Heuss	1984	Octavio Paz - Richard von Weizsäcker
1955	Hermann Hesse - Richard Benz	1985	Teddy Kollek - Manfred Rommel
1956	Reinhold Schneider - Werner Bergengruen	1986	Władysław Bartoszewski - Hans Maier
1957	Thornton Wilder - Carl J. Burckhardt	1987	Hans Jonas - Robert Spaemann
1958	Karl Jaspers - Hannah Arendt	1988	Siegfried Lenz - Yohanan Meroz
1959	Theodor Heuss - Benno Reifenberg	1989	Václav Havel - André Glucksmann
1960	Victor Gollancz - Heinrich Lübke	1990	Karl Dedecius - Heinrich Olschowsky
1961	Sarvepalli Radhakrishnan - Ernst Benz	1991	György Konrád - Jorge Semprún
1962	Paul Tillich - Otto Dibelius	1992	Amos Oz - Siegfried Lenz
1963	Carl F. von Weizsäcker - Georg Picht	1993	Friedrich Schorlemmer - Richard von Weizsäcker
1964	Gabriel Marcel - Carlo Schmid	1994	Jorge Semprún - Wolf Lepenies
1965	Nelly Sachs - Werner Weber	1995	Annemarie Schimmel - Roman Herzog
1966	Kardinal Bea/Visser 't Hooft - Paul Mikat	1996	Mario Vargas Llosa - Jorge Semprún
1967	Ernst Bloch - Werner Maihofer	1997	Yaşar Kemal - Günter Grass
1968	Léopold Sédar Senghor - François Bondy	1998	Martin Walser - Frank Schirrmacher
1969	Alexander Mitscherlich - Heinz Kohut	1999	Fritz Stern - Bronislaw Geremek
1970	Alva und Gunnar Myrdal - Karl Kaiser	2000	Assia Djebar - Barbara Frischmuth
1971	Marion Gräfin Dönhoff - Alfred Grosser	2001	Jürgen Habermas - Jan Philipp Reemtsma
1972	Janusz Korczak - Hartmut von Hentig	2002	Chinua Achebe - Theodor Berchem
1973	The Club of Rome - Nello Celio	2003	Susan Sontag - Ivan Nagel
1974	Frère Roger - (keine Laudatio)	2004	Péter Esterházy - Michael Naumann
1975	Alfred Grosser - Paul Frank	2005	Orhan Pamuk - Joachim Sartorius
1976	Max Frisch - Hartmut von Hentig	2006	Wolf Lepenies - Andrei Pleşu
1977	Leszek Kołakowski - Gesine Schwan	2007	Saul Friedländer - Wolfgang Frühwald
1978	Astrid Lindgren - H.-C. Kirsch, G. U. Becker	2008	Anselm Kiefer - Werner Spies
1979	Yehudi Menuhin - Pierre Bertaux	2009	Claudio Magris - Karl Schlögel
		2010	David Grossman - Joachim Gauck
		2011	Boualem Sansal - Peter von Matt
		2012	Liao Yiwu - Felicitas von Lovenberg
		2013	Swetlana Alexijewitsch - Karl Schlögel

---

Die Reden, die am 13.10.2013 aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Swetlana Alexijewitsch in der Frankfurter Paulskirche gehalten werden, sind urheberrechtlich geschützt. Das dreisprachige (deutsch/englisch/teilweise russisch) Buch mit den Reden von der Friedenspreisverleihung und weiteren Informationen zur Friedenspreisträgerin erscheint am 28.10.2013 und kostet 14,90 €. Es ist im Buchhandel erhältlich oder unter [serviceline@mvb-online.de](mailto:serviceline@mvb-online.de), 069/1306-550.

---

### Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.  
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels - Martin Schult  
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin  
Tel. 030/2800 783-44, Fax 030/2800 783-50  
Mail: [m.schult@boev.de](mailto:m.schult@boev.de)  
Internet: [www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de](http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de)